

Mechthild Schulze-Dörrlamm, *Die spätrömischen und frühmittelalterlichen Gräberfelder von Gondorf*. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Band 14. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1990. Teil 1: 400 Seiten Text; Teil 2: 279 Seiten Katalog und 126 Tafeln, 1 Beilage.

Schwer überschaubar war bisher der ungewöhnlich reiche Fundbestand aus den großen, aber unsystematisch gegrabenen spätrömischen und frühmittelalterlichen Gräberfeldern von Gondorf und Kobern. In bewundernswerter Geduld gelang es der Autorin in den Jahren 1974–1982, das weit verstreute Fundmaterial und die wenigen Hinweise auf Befunde zusammenzutragen und wissenschaftlich aufzuarbeiten. Die Einleitung mit Grabungs- und Fundgeschichte sowie Forschungsstand ist eine traurige Bilanz (S. 17–33).

Gondorf, das bei Venantius Fortunatus 588 als einziger Ort neben Metz, Trier und Andernach erwähnte *Contrua* (S. 375), liegt südwestlich von Koblenz am linken Ufer der hier von Süd nach Nord fließenden Mosel, in einem engen, von steilen Weinbergen umschlossenen Talkessel an der Mündung des Nothbaches. Die mittelalterliche und neuzeitliche Siedlung Gondorf zog sich über den Gondorfer Talkessel hinaus an der Straße nach Kobern hin bis zur Flußbiegung, wo die im 13. Jh. erbaute Gondorfer Niederburg steht. Flußabwärts weitet sich von hier aus das Tal auf zwei Kilometer Länge; am nördlichen Ende des bis 300 m breiten, in zwei Terrassen abfallenden Geländes liegt Kobern, unterhalb der Koberner Niederburg, wo H. Eiden und K.-J. Gilles eine Bergbefestigung nachwies und wo E. Ewig daraufhin das *antiquum nobilitate caput* des Venantius Fortunatus vermutete (S. 31), während Verf. zu einem anderen Ergebnis kommt (S. 379). Einige Stiche aus dem 19. Jh. und besonders die Kartenaufnahme von Tranchot und Müffling von 1803–1820 (Taf. 122–124) veranschaulichen eindrucksvoll die Lage von Gondorf vor dem Bau von Bahn und Autostraße.

Gräber merowingischer Zeit wurden bereits 1818 beobachtet; in den siebziger Jahren des 19. Jhs. setzten die ersten Ausgrabungen ein, die dann von verschiedenen Institutionen, überwiegend aber von Privatpersonen durchgeführt wurden. Eine Kartierung der wenigen Ortsangaben zeigte, daß es sich in Gondorf um zwei große Gräberfelder handelte.

Die meisten Funde aus dem Gräberfeld Gondorf I, das sich westlich der alten Straße nach Kobern erstreckte, grub Angelika von Liebig in ihrem Park bei der Niederburg aus; sie führte von 1886 bis 1890 ein Tagebuch mit zahlreichen Skizzen und Angaben der "Tagesausbeute", bei der es sich wegen der enormen Tiefen oft nur um jeweils ein Grab handeln dürfte. Die jüngsten Grabungen fanden 1977 statt, als 31 Gräber des 5. Jhs. durch das Landesamt für Denkmalpflege freigelegt wurden. Die Zahl der erbeuteten Gräber aus römischer und frühmittelalterlicher Zeit schätzte man 1887 auf 1400, danach wurden noch 76 Gräber nachweislich geöffnet. Damit zählt Gondorf I zu den größten Gräberfeldern an der Mosel.

Die Funde aus Gondorf I gerieten in zahlreiche Privatsammlungen und befinden sich heute in den Museen von Berlin, Bonn, Düsseldorf, Frankfurt, Gießen, Köln, Mainz, München oder verloren sich im Kunsthandel; die Funde aus neueren Grabungen liegen im Landesdenkmalamt in Koblenz. Die Sammlung Liebig gelangte überwiegend in das Wilhelm-Hack-Museum in Ludwigshafen. Photographien und Aufzeichnungen für den Frankenkatalog von Hermann Stoll aus dem Jahre 1934 erleichterten der Autorin die mühevollen Arbeit der Fundaufnahme.

1878 wurde erstmals das ebenfalls sehr umfangreiche spätrömisch-frühmittelalterliche Gräberfeld Gondorf II beim Bau des Bahnhofs auf der alten Gemeindegrenze zwischen Gondorf und Kobern inmitten der Niederung erfaßt und in den folgenden Jahren ausgebeutet. Da die Gemarkungsgrenze mitten durch das Gräberfeld lief, gelangten die Funde mit unterschiedlichen Fundortbezeichnungen in die Sammlungen und Museen nach Berlin, Bonn, Koblenz und Trier. Sind einerseits die Funde aus Gondorf I und II nicht immer

zu trennen, konnte andererseits das bekannte, münzdatierte "Cobern Grab 2" (Taf. 73) dem Gräberfeld Gondorf II zugeordnet werden.

Schließlich erstreckte sich südlich von Kobern sowohl ein spätrömisches als auch ein fränkisches Gräberfeld, letzteres hangaufwärts an dem Weg nach Lonnig gelegen. Hier wurde 1885 gegraben; weitere Gräber 1926 aufgedeckt. Ein umfangreicher Fundbestand gelangte nach Berlin. Diese Koberner Funde wurden nicht mit aufgenommen.

Die überlieferten Angaben zu den Befunden in den Gondorfer Gräbern sind spärlich. Bei den spätrömischen Gräbern (S. 34–35) fielen die mehrfachen Überlagerungen auf; dabei wurden zuunterst Bestattungen in NS-gerichteten Holzsärgen beobachtet, darüber NS-gerichtete Sarkophage, die wiederum von WO-gerichteten überlagert waren. Der Wechsel in der Grabausrichtung war spätestens im 5. Jh. vollzogen. In merowingischer Zeit wurde in schlichten Erdgräbern, Holzsärgen, Plattengräbern, auch zahlreich in Sarkophagen bestattet und gelegentlich in drei Reihen übereinander (S. 105–107).

Die antiquarische Abhandlung der Gondorfer Funde, gegliedert in einen spätrömischen (S. 34–104) und einen frühmittelalterlichen Komplex (S. 105–321), ist der gewichtige Kern der Arbeit. Da die große Masse der Funde heute keinem bestimmten Grab mehr zuweisbar ist, finden sich die Stücke in ähnlicher Reihenfolge wie im Textband besprochen auch im Katalog und auf den Tafeln, in letzteren noch nach den Fundorten Gondorf I (Nr. 1–2681) und II (Nr. 2682–2867) getrennt. Die Arbeit ist übersichtlich und lädt zur schnellen Information über eine Fundgattung oder einen Typus ein. Die noch bestimmten Gräbern zuweisbaren Funde erhielten wie alle übrigen Stücke eine Katalognummer, wo sie mit näheren Angaben in die entsprechende Fundgruppe eingereiht sind; sie sind außerdem im Katalog unter der Grabnummer aufgelistet und erscheinen auf den Tafeln im Grabverband. Da die Autorin zu jedem in Gondorf auftretenden Fundtypus Parallelen zusammengetragen hat, die nicht nur für die Datierung, sondern auch für die Herkunft des Stückes aufschlußreich sind, ist dieser Teil bereits ein nützliches Nachschlagewerk; schade nur, daß auf ein Ortsregister verzichtet wurde.

Bei der Klassifizierung der Keramik verwendete die Verf. häufig entweder die Typenbezeichnungen von Krefeld-Gellep (Typ Pirling) oder griff, selbst wenn die Form in Gellep vorhanden ist, auf Gose zurück; die Gläser klassifizierte sie nach Pirling oder Isings. Bei den merowingerzeitlichen Funden werden, wenn möglich, die Trierer Typennummern nach K. Böhner angegeben.

Etwas dürftig sind die Katalogbeschreibungen, so fehlen z. B. bei Nr. 1, einer kleinen Terra-Nigra-Schüssel Alzei 25, Angaben zur Magerung und Farbe, z. B. ob fein oder grob, grau- oder braun-schwarz, was bedauerlich ist, da sich einerseits noch keine einheitliche Ansprache der späten Nigra-Ware durchgesetzt hat und andererseits dieses schon von K. BÖHNER, *Bonner Jahrb.* 149, 1949, 189 als Mayener Ware und als geschmaucht bezeichnete Stück von besonderem Interesse ist, da es nach H. BERNHARD, *Saalburg-Jahrb.* 40/41, 1984/85, Abb. 61; 69 am Rande des großen Streuungsgebietes der grauen Nigra liegt.

Sauber und ansprechend schattiert sind die Zeichnungen; daß bei einem so umfangreichen Material verschiedene Zeichner/Zeichnerinnen auch unterschiedlicher Qualität wirkten, ist unvermeidbar. Nur wurden die Zeichenarbeiten wohl nicht immer mit den Zeichnern/Zeichnerinnen besprochen und überprüft. Schon bei dem Nigra-Becher – um bei demselben Beispiel zu bleiben – zeigte sich, daß das Profil an Rand und Fuß auf Taf. 3,1 gegenüber der von Böhner veröffentlichten Abbildung leicht verändert, bzw. vereinfacht wurde. Bei den Metallfunden fehlen häufig die Querschnitte, und dies nicht nur bei inzwischen verschollenen Funden; besonders bei den Schnallen läßt der fehlende Querschnitt oft keine eindeutige Ansprache zu. Die Spathaklingen lassen auf den Zeichnungen Damaszierungen erahnen, doch weder im Katalog noch im Text finden sich nähere Angaben, davon abgesehen, daß auch die Zeichnung hätte nachgebessert werden können. Saxe weisen Rillen auf, die aber im Querschnitt übersehen werden.

Die Tafeln geben nur einen ungefähren Eindruck von der Fundmenge, da nicht alle noch vorhandenen Objekte auch abgebildet wurden. Von der frühmittelalterlichen Keramik Kat.-Nr. 465–619 sind 50 Gefäße nicht abgebildet. Bei den Gläsern Nr. 620–664 fehlen 11 im Katalog erwähnte Exemplare auf den Tafeln. Aus der großen Menge der Fingerringe Nr. 863–971 wurden 38 einfache Ringe nicht abgebildet. Ebenso wurde bei den Schnallen verfahren, ob mit ovalem oder rechteckigem Bügel, ob mit oder ohne Schildorn wurde nur eine Auswahl abgebildet. Wesentlich umfangreicher als es die Tafeln erscheinen lassen ist auch das Gerät; verschollen ist ein großer Teil der Waffen, der Schwerter und Saxe.

Die reichen Ergebnisse aus den Einzelanalysen werden unter verschiedenen Gesichtspunkten, d. h. im Hinblick auf Chronologie und Belegungsabfolge (S. 322–343), die ethnische Deutung (S. 344–356), die Sozialstruktur (S. 357–366) und die Besiedlungsgeschichte (S. 375–386), z. T. allerdings mit sich wiederholenden Sätzen, zusammengefaßt. Dabei wird auch in der getrennten Darstellung die unterschiedliche Entwicklung in Gondorf I und II bedacht.

Die zwangsläufig an auswärtigem Material gewonnenen chronologischen Ergebnisse sind in Zeitphasen geordnet aufgelistet. Für die spätrömische Periode werden Phasen von etwa 50 Jahren zusammengefaßt und mit absoluten Daten belegt; für die merowingische Zeit greift Verf. auf die von K. Böhner für das Trierer Land entwickelten Stufen zurück, mit den absoluten Daten nach H. Ament (S. 108). Wenn eine feinere Datierung möglich war, wurden die Stufen in früh und spät unterteilt. Nicht immer stimmen die im Text begründeten Ergebnisse mit den Angaben in den Listen überein. Die fränkischen Schnallen vom Typ Gondorf werden z. B. in die Frühphase von Stufe III datiert (S. 242), sind in der Liste jedoch an den Übergang der Phase II/III gerückt. Da die fränkische Inbesitznahme Gondorfs zu den wichtigen Fragen gehört, ist gerade hier eine sorgfältige Unterscheidung notwendig. Zu Recht weist die Verf. darauf hin, daß die von Ament vorgeschlagenen Umbenennungen (AM I–III und JM I–III) nicht ausreichend durch archäologische Quellen definiert sind.

Das spätrömisch-frühmittelalterliche Gräberfeld zum antiken Contra (Gondorf I) wurde auf dem Gelände angelegt, das im 2.–3. Jh. mit einer großen Villa überbaut war (S. 327; 376). Wegen der zahlreichen Sarkophage mit frühchristlichen Inschriften und lateinischen Namen (S. 100–104) ist davon auszugehen, daß in Gondorf überwiegend Provinzialrömer lebten. Zum Schmuck und zur Tracht der provinzialrömischen Frau gehörten Haarnadeln aus Metall oder Bein (S. 75–77), Armreifen (S. 78–80) und Fingerringe (S. 81–84); in den gallischen Provinzen waren Ohringe nicht üblich; so besteht wenig Anlaß, den kleinen goldenen Ring mit unwickelten Enden als Ohring zu bezeichnen (S. 81); bei der genannten Parallele in dem Kindergrab 3 in Lauriacum, Espelmayerfeld sprach Ä. Kloiber von einem Lockenring. Der Reichtum der spätrömischen Gondorfer Familien lag über dem Durchschnitt, was sich vor allem in einigen kostbaren Glasgefäßen und den in spätrömischen Gräbern seltenen Bronzegefäßen niederschlägt (S. 357 f.), nach Aufgabe der Beigabensitte dann an den Inschriften und Sarkophagen ermessen läßt (S. 358). Die Verf. weist später allerdings daraufhin, daß Sarkophage auch für Leute mit durchschnittlichem Wohlstand erschwinglich waren (S. 366).

Einzelne charakteristische Funde lassen in Gondorf schon zu Beginn des 4. Jhs. mit dem Zuzug von Elbgermanen rechnen (S. 94 f.; 344), und zwar wegen der silbernen Pfeilspitze von Leuten aus der Gruppe, die in den "Fürstengräbern der Stufe Haßleben-Leuna" bestattet wurde (S. 357).

In den spätrömischen Gräbern überwiegen die Gefäßbeigaben (S. 35), wobei Gläser in den Gräbern des späten 4. und frühen 5. Jhs. zahlreicher sind als Keramikgefäße (S. 58). Da Romanen nach der Mitte des 4. Jhs. zunehmend beigabenlos bestatteten, weisen die nun zahlreicher auftretenden Waffen und Trachtbestandteile, wie spätrömische Kerbschnittgarnituren und Tierkopfschnallen, auf den Zuzug von Rhein-Weser-Germanen hin (S. 327), also fränkische Söldner mit ihren Familien (S. 345), die die Elbgermanen wohl eher ablösten als verdrängten (S. 378). Sechs Objekte donauländischer Herkunft gelangten in der ersten Hälfte des 5. Jhs. durch ein kleines Kontingent von Reiternomaden oder Ostgermanen nach Gondorf (S. 327; 345; 378). Die sechs Funde werden als verhältnismäßig große Zahl angesehen (S. 379), was in einem Siedlungskomplex sicher zuträfe, doch hier könnten sie auch nur aus einem oder zwei Gräbern stammen, wobei es sich in einem Fall um ein überdurchschnittlich reiches Reitergrab gehandelt haben dürfte (S. 358). Die ständige Stationierung germanischer Krieger wechselnder Provenienz läßt auf eine spätrömische Befestigung in Contra schließen, die Verf. mit guten Gründen, vor allem wegen einer weiteren Siedlung zwischen Gondorf und Kobern, nämlich Cubrunum mit dem Gräberfeld Gondorf II, statt in Kobern auf dem Gelände der Gondorfer Oberburg vermutet (S. 378).

In Gondorf I schließen die merowingerzeitlichen Funde der frühen Stufe Böhner II lückenlos an die spätrömischen an; alle Phasen sind mit Funden bis in Stufe V belegt (S. 338). Deshalb sieht die Verf. das Fundmaterial als durchaus repräsentativ an.

Ein Vergleich des Fundspektrums aus Gondorf mit dem fränkischer Gräberfelder wie Rübenach oder Krefeld-Gellep (S. 346 f. Tab. Abb. 18) zeigt augenfällig, daß in Gondorf mit einer ganz anderen Bevölkerungsstruktur zu rechnen ist und ab Stufe III weder ein rein römisches noch ein fränkisches Gräberfeld

vorliegt (S. 348). Die Unterschiede, die sich durch eine auffallende Häufung von Ohrringen, Fingerringen, Kettenschließhaken und Ziernadeln bemerkbar machen, rechtfertigen eine ethnische Interpretation und einen erneuten Versuch, Moselromanen archäologisch nachzuweisen.

Auf einen starken romanischen Bevölkerungsanteil gehen zweifellos die zahlreichen Sarkophage zurück. Die Masse der einheimischen Romanen bestattete sicher auch in frühmerowingischer Zeit ohne Beigaben. In den wenigen beigabenarmen Gräbern lagen demnach Germanen. Sicher unter romanischem Einfluß geschah die Umsetzung des alamannischen Baumsarges in den nur aus Gondorf bekannten Walzensarkophag (S. 350).

In der frühen Stufe II bestanden die Grabbeigaben ausschließlich aus Schmuck und Trachtbestandteilen, wobei in den Frauengräbern Ohrringe und Fingerringe überwogen; die Männer wurden mit Gürtel und Gürteltasche, in dem sich einiges Gerät befand, beigesetzt, während Waffen angeblich fehlen.

Zahlreiche Funde der Stufe II sowie der "späten Stufe II bis frühe Stufe III" weisen auf Germanen hin aus dem "thüringischen, alamannischen bzw. böhmischen" Gebiet (S. 338), an anderer Stelle ähnlich diffus als "alamannisch-thüringisch oder böhmische Bevölkerungsgruppe" bezeichnet (S. 350), dann als Alamannen, unter denen "anscheinend auch Personen waren, die aus Böhmen stammen" (S. 382). Diese Funde lassen erkennen, daß es sich um wohlhabende Leute handelte (S. 359). Mit einer Verbreitungskarte wird auf ein typisch alamannisches Trachtbestandteil, nämlich die Kettenschließhaken (S. 210 Abb. 10), hingewiesen. In der zugehörigen Liste VI S. 394 fehlen die auf der Karte nachgetragenen Vorkommen (Nr. 8.9) von Wyhl und Sponeck (zuletzt abgebildet bei H. STEUER, Die Alamannen auf dem Zähringer Burgberg. Arch. Inf. Baden-Württemberg 13, 1990, 51 Abb. 29); zu ergänzen ist weiterhin ein Neufund aus Schleithem-Hebsack (Arch. Korrb. 21, 1991, 103). Ebenso wenig wie der kleine goldene Drahring (s. o.) sind die der merowingischen Phase zugeordneten silbernen und bronzenen Drahringe mit umwickelten Enden (S. 158) als Ohrringe anzusprechen; lassen sich doch gerade die anderen auch von der Verf. genannten Verwendungsmöglichkeiten, z. B. als Träger von Perlen und Amuletten an einem Gehänge, wiederholt nachweisen und zwar schon ab Stufe II.

Eine weitere Karte zeigt als eine alamannische Beigabensitte die Ausstattung mit Becherpaaren, meist Glas, die als typische Ausstattung der Qualitätsgruppe C nach R. Christlein betrachtet wird (S. 358 f. Abb. 19); zu streichen sind hier die beiden Schuhgefäße aus Pleidelsheim Grab 140, die wohl nicht zum Trinken gedacht waren, sondern wegen der dabei liegenden Metallzwingen der in fränkischer (!) Fibeltracht bestatteten Frau als Fußprothesen dienten, dagegen nachzutragen zwei Glasbecher aus Hüfingen Grab 356 (G. FINGERLIN in: Der Keltenfürst aus Hochdorf. Ausst. Kat. [1985] 411 ff. Abb. 333).

Das alamannische Bügelfibelpaar mit punzverzierten Knöpfen und Eckrundeln wird zusammen mit einem weiteren Vorkommen von Andernach aufgrund einer Detailanalyse aus der fränkischen Fibelserie "Typ Gondorf" bei H. Kühn herausgelöst (S. 138). Den unverzierten silbernen Kolbenarmring nimmt die Verf. dagegen für eine fränkische Frau und den Beginn der fränkischen Besiedlung an der Wende Stufe II/III in Anspruch, da die alamannischen Armringe überwiegend verziert sind (S. 185; 348); sie sind es aber nicht ausschließlich, wie die Vorkommen in Heidelberg-Kirchheim und Heilbronn-Böckingen zeigen. Nicht in die Übergangsphase, sondern in die frühe Stufe III ist die kleine S-Fibel mit einfacher Diagonalvolute zu datieren, die zum Typ Varpalota/Vinkovci, nicht Kipfenberg (S. 140) gehört, und somit ein Fortbestehen von Kontakten in die rechtsrheinischen, einst alamannischen Gebiete bezeugt.

Da die Verf. voraussetzt, daß wohlhabende Alamannen stets mit einer Fülle von Beigaben ausgestattet wurden (S. 350), nimmt sie die Beigabenarmut als Beweis einer weitgehenden Assimilation an die romanische Umwelt (S. 349; 355 f.) und übersieht, daß sich in Stufe II die Beigabensitte bei den Alamannen gerade erst ausbreitete und Beigabenarmut gar nicht so untypisch ist (vgl. R. CHRISTLEIN, Ausgrabung eines Gräberfeldes des 5.-7. Jhs. bei Bittenbrunn, Ldkr. Neuburg a. d. Donau. Jahresber. Bayer. Bodendenkmalpflege 8/9, 1967/68, 87 ff. Abb. 7-8. - H. F. MÜLLER, Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 7 [1976] 75 Abb. 38; S. 77 Abb. 40; S. 79 Abb. 41. - A. HEEGE, Grabfunde der Merowingerzeit aus Heidenheim-Großkuchen. Materialh. zur Vor- und Frühgesch. Baden-Württemberg 9 [1987] 28 Abb. 7; S. 43 Abb. 15). Daß in Gondorf keine handgemachte alamannische Keramik auftrat (S. 382), mag auch mit den unzureichenden Grabungsmethoden zusammenhängen, bei denen schlecht gebrannte Ware wohl keine Chance hatte, geborgen zu werden.

Die Waffen werden nach den von K. Böhner in Trier aufgestellten Typenkriterien geordnet. Das Fehlen der für Stufe II typischen Lanzen Typ Trier A 1 und A 2 sieht die Verf. als entscheidenden Hinweis, daß Waffenbeigabe überhaupt erst in Stufe III einsetzt (S. 302), obgleich auch Waffengattungen vorhanden sind, die "theoretisch aus Stufe II stammen könnten" (S. 348). Zur Schaftlochaxt Taf. 66,2 weist die Verf. selbst auf eine alamannische Parallele in Basel-Kleinhüningen Grab 63 hin (S. 310 f.), ebenso zur Bartaxt Taf. 63,10 auf vergleichbare Stücke im alamannischen bzw. als bajuwarisch bezeichneten Siedlungsgebiet (S. 309). Das schlanke Beil Taf. 66,3 hat eine gute Parallele in Kirchheim Teck (R. FIEDLER, Katalog Kirchheim unter Teck. Veröffentl. Staatl. Amt f. Denkmalpflege Stuttgart A 7 [1962] Taf. 44b). Es besteht also kein Anlaß, anzunehmen, erst die Franken hätten die Waffenbeigabe nach Gondorf gebracht. Trotz der nicht nachgewiesenen alamannischen Waffen sieht die Verf. in Gondorf wie auch in Andernach einen militärischen Brückenkopf der Alamannen bei ihrem Vorstoß nach Norden, der mit der Schlacht bei Zülpich 496 endete (S. 382).

Eine Zusiedlung Ortsfremder aus dem thüringischen Raum, wie sie in Rübenach mit Beginn der Phase 2 (um 500) durch Funde und Bestattungssitten nachzuweisen sind (vgl. A. WIECZOREK, Die frühmerowingischen Phasen des Gräberfeldes von Rübenach. Ber. RGK 68, 1987, 353 ff.; 452 f.), läßt sich in Gondorf z. B. durch die Vogelfibel mit Schwalbenschwanz (S. 139) oder die lanzettförmige Riemenzunge (S. 234) belegen. Etwas undeutlich wird auch für die folgende Zeit zwischen Thüringer und Alamannen nicht unterschieden (S. 353). Auf thüringischen, wenn nicht gar skandinavischen Einfluß könnte die Beigabe des Webschwertes zurückgehen (S. 222; 352).

Bei den mit Stufe III zugezogenen Franken handelt es sich nach Verf. um Salfranken aus dem Kerngebiet der Merowinger. Deutlich hebt sich die Gondorfer Bevölkerung bei der Keramikauswahl von den Rheinfranken ab (S. 109 Abb. 5). Offensichtlich war sie stärker romanisiert und unterschied sich vor allem in der Tracht von den in der Umgebung angesiedelten Rheinfranken (S. 351; 383). Zu den Funden der frühen Stufe III gehören auch die Schnallen mit rechteckigem, almandinbelegtem Dornschild (S. 239), da sie überwiegend einen eingeschnürten Dorn aufweisen, der nach Wiczorek charakteristisch ist für die jüngere, in Samson münzdatierte Form (vgl. WIECZOREK a. a. O. 353 ff. Code 33). Für zahlreiche Sachgruppen konnte Verf. die Herkunft aus Gegenden westlich der Argonnen wahrscheinlich machen. Allerdings kann man Lavoye, das stets zum austrasischen Reichsteil gehörte, schwerlich als westfränkisch bezeichnen (vgl. S. 240) und das Gebiet zwischen Marne und Maas (S. 243 Abb. 11), wo die Gürtelgarnituren vom Typ Gondorf verbreitet sind, nicht unbedingt unter nordwestfränkischem Gebiet verstehen.

Hätte die Verf. ihre Verbreitungskarte der Glefes (Arch. Korrb. 9, 1979, 346 Abb. 7) mit den Ergänzungen (S. 306 Anm. 45) neu abgebildet, wäre das Übergewicht in der Ile de France zugunsten einer breiteren Streuung bis in das Mosel-Maas-Gebiet verkleinert worden. Übrigens gebührt R. FORRER das Verdienst, die Glefes als fränkische Waffe erkannt zu haben (Zeitschr. Hist. Waffenkde. 1, 1897/99, 22; 307 ff.). Mag die Glefes auch als Waffe in die Gräber gelangt sein, war sie doch zunächst Gerät. Nach den sehr detailreichen Darstellungen auf den Abb. 83 und 113v im Stuttgarter Psalter, der im frühen 9. Jh. im Zentrum des karolingischen Reiches hergestellt wurde, steckte die Glefes unten am Hirtenstab, auf den sich der unbewaffnete David lehnt.

Mit zwei Verbreitungskarten weist die Verf. auf die im 7. Jh. bestehenden Kontakte in den nun tatsächlich westfränkischen Raum an der Seine-Mündung hin (S. 250 Abb. 12; S. 275 Abb. 14).

Unter den zugezogenen Franken befanden sich von Anbeginn an mehrere Personen, die eine Grabausstattung der Qualitätsgruppe C besaßen (S. 359 f.; 363), und erstaunlich viele der Qualitätsgruppe B. Eine größere Anzahl überdurchschnittlich reicher Frauengräber läßt sich gegen Ende der Stufe III und zu Beginn der Stufe IV durch goldenes Trachtzubehör (S. 137) sowie Amethyste in den Perlenketten (S. 189) nachweisen; diese Oberschicht wurde auch in der Spätphase noch auf dem Gräberfeld bestattet (S. 361 f.), wobei nicht zu klären war, wieweit neben den hinzugezogenen Franken noch reiche romanische Familien ortsansässig blieben (S. 362). Die Gondorfer Funde der Stufe III sind das Spiegelbild einer romanisch-westfränkischen Mischkultur; selbst in Stufe IV gibt es noch zahlreiche Hinweise auf den starken romanischen Bevölkerungsanteil (S. 175 Abb. 7; S. 352). Zunehmend fügte sich die romanische Bevölkerung Gondorfs dann in den ostfränkischen Reichsteil ein (S. 161 Abb. 6; S. 187 Abb. 9; S. 353 f.).

In den Grabfunden geben sich zahlreiche weitreichende kulturelle, wirtschaftliche und persönliche Kontakte der Gondorfer Bevölkerung zu erkennen, außer nach Neustrien, sowohl zahlreich in den skandinavischen

schen Raum als auch in den burgundischen Reichsteil (S. 352), vereinzelt nach Aquitanien (S. 252 Abb. 13). Die Anlehnung an byzantinische Mode und Kunsthandwerk wird mit einer engen Beziehung des Gondorfer Adels zum fränkischen Haus der Merowinger, die als Vermittler mediterraner Tracht- und Schmuckformen auftraten, erklärt (S. 179 ff. mit Abb. 8; S. 353). Gondorf war in merowingischer Zeit Sitz einer bedeutenden und wohlhabenden Adelsippe, von der vor allem die schon um 600 mit qualitätvollen steinernen Chorschranken ausgestattete Kirche (S. 363; 385) zeugt. Es war Wirkungsstätte einheimischer Goldschmiede und Münzmeister, durch die allein das merowingische "Controva Castra" im frühen 7. Jh. bezeugt ist (S. 384), das mit dem bei Fortunatus genannten *caput* identisch sein dürfte. Da befestigte Plätze der Römerzeit Fiskalgut waren und nach der Eroberung durch die Franken an den König fielen, ist davon auszugehen, daß Chlodwig, als er 510 die *francia r(h)imensis* an sich gerissen hatte, seine Gefolgsleute an solchen Plätzen wie Contrua ansiedelte (S. 383).

In Gondorf II, dem zum vicus Cubrunum gehörigen Gräberfeld, wird die Beigabensitte im Laufe der zweiten Hälfte des 4. Jhs. aufgegeben (S. 339 ff.). Hier ließen sich keine germanischen Funde und folglich auch keine Beigaben aus dem 5. Jh. nachweisen; bestattet wurden also ausschließlich Provinzialrömer (S. 354; 378). Beigabenführende Gräber setzen erst mit der Wende von Stufe II/III wieder ein. Die jüngsten Gräber stammen aus der späten Stufe IV (S. 339 f.). Wie in Gondorf gab es im vicus Cubrunum keine Unterbrechung der Bestattungen; die romanische Bevölkerung blieb am Ort, in dem sich im 6. Jh. Franken niederließen, die ebenfalls aus dem "Nordwesten" Frankreichs kamen (S. 354 f.) und mit den Romanen im gleichen Gräberfeld bestatteten (S. 380). In der Qualität der Ausstattungen stehen die Gräber denen aus Gondorf I nicht nach (S. 364), nur fehlen hier die weitreichenden auswärtigen Beziehungen (S. 355).

In Contrua und im vicus Cubrunum verdrängte das Christentum im Laufe des 4. Jhs. die Verehrung heidnischer Gottheiten und die hier durch Funde nachgewiesenen antiken Kulte (S. 367 ff.). Spuren heidnischer Glaubensvorstellungen, die von Germanen geprägt wurden, sind auch in merowingischer Zeit äußerst gering. Gondorf hatte stets nur eine Kirche, dessen Johannespatrozinium auf den hl. Lubentius, der im 4. Jh. in Cubrunum wirkte, zurückgehen dürfte. Wegen der Kontinuität der christlichen Bevölkerung nimmt die Verf. an, daß der Kirchenneubau der Zeit um 600 über der spätantiken Kirche erfolgte, die sicher nicht auf dem Gräberfeld lag, da dieses um 700 aufgelassen wurde (S. 363). Ein weiteres Indiz ergibt sich durch die Chorschrankenplatten, die vor 1886 gefunden wurden und die demnach nur beim Abriß der Pfarrkirche St. Johannis 1882 zutage gekommen sein können (S. 371). Folglich standen schon die spätantike und merowingerzeitliche Kirche auf dem Felsplateau südlich der Gondorfer Oberburg, einbezogen in die spätromische Befestigung (S. 379), die als merowingisches castrum weiterbenutzt wurde (S. 385).

Nicht klären läßt sich, ob der in der Ebene gelegene vicus Cubrunum eine eigene Kirche hatte, an der der hl. Lubentius tätig war. Kobern, ursprünglich mit einer Michaelskirche und seit der Ersterwähnung 980 stets Coverna genannt, ist eine fränkische Neugründung (S. 373). Die Siedlung Cubrunum wird in karolingischer Zeit, frühestens um 700, aufgelassen (S. 386). Ebenso wie die kirchliche Tradition in Cubrunum bricht auch die Verehrung des hl. Lubentius ab, dessen Gebeine in karolingischer Zeit nach Dietkirchen verlegt wurden (S. 373).

Eine kurze Zusammenfassung der Veränderungen und Besitzverhältnisse im Hoch- und Spätmittelalter rundet die Geschichte Gondorfs ab, die aufgrund einer sorgfältigen Analyse des reichen archäologischen Fundmaterials aus dem 4.-7. Jh. detailreich beschrieben werden konnte. Daß die Arbeit bereits 1982 abgeschlossen war und so lange auf die Veröffentlichung warten mußte, ist, angesichts der bedeutenden Funde und beachtlichen Ergebnisse, äußerst bedauerlich.